

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1998)

Artikel: Zwischen Grund und Grat
Autor: Gygax, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096862>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Max Gygax

Zwischen Grund und Grat

Das Gemeindegebiet von Brienz, wie übrigens auch seine unmittelbare Nachbarschaft, zeichnet sich aus durch eine vielfältige Pflanzen- und Tierwelt. Das ergibt sich ganz natürlich durch die verschiedenen Höhenstufen, reicht doch der Naturraum vom bloss 570 Meter über Meer liegenden Aareboden bis hinauf in fast 3000 Meter hohe Felsregionen mit völlig andern Lebensbedingungen, als sie im Tal herrschen.

Neben den vorwiegend nach Süden orientierten, trockenen Hängen des Brienzergrates weist das Giessbach-Axalp-Gebiet mit den sich bis zum Schwarzhorn und Faulhorn erstreckenden Alpen und Felsbastionen auch viele gegen Norden gerichtete Lagen auf. Das ergibt eine ausserordentlich abwechslungsreiche Gliederung des Gemeindegebietes mit fast vegetationslosen Steinwüsten, Bergmatten und Alpweiden, mit Wäldern unterschiedlicher Prägung, Schluchten, mehr oder weniger überwachsenen Geröllfeldern, Wildbachgräben und sogar einigen Feuchtgebieten neben landwirtschaftlich genutztem Boden. Diese mannigfaltigen Erscheinungen erfüllen hervorragend die unterschiedlichsten Standortansprüche, wo die einzelnen Pflanzen und Tiere die ihnen zusagenden, artgerechten Lebensräume vorfinden.

So treffen wir denn hier neben den botanisch unergiebigsten, von der Landwirtschaft beanspruchten Flächen der tieferen Lagen auf ungedüngte Magerwiesen mit einer grossen Artenfülle von Blumen, Gräsern und selten gewordenen Schmetterlingen. An trockenen Stellen, überwachsenen Schuttgebieten, wie etwa im Dorni, aber auch in lockeren, sonnigen Wäldern gedeihen noch leider fast ausgerottete Orchideen, wie der Frauenschuh, während anderseits die auf der Sonnseite fehlende Hirschzunge feuchte, schattige Felsen auf der Brienzerbergseite bevorzugt und dort noch weit verbreitet ist. Auf Bergwiesen und in der Felsregion entfaltet sich die ganze farbenreiche Pracht der Alpenflora, die während der Dauer des Bergfrühlings den Blumenfreund immer wieder in Erstaunen versetzt. Nicht zu übersehen ist allerdings, dass auch bei uns die alpine Pflanzenwelt, nicht zuletzt infolge

der immer besseren Erschliessung auch abgelegener Gebiete, Schäden und Einbussen erlitten hat, die Schutzmassnahmen nötig machen, um das Verschwinden besonders begehrter Blumen zu verhindern. Diesem Zweck diente zum Beispiel das Edelweiss-Schutzgebiet Brienz-Brienzwiler.

Auch eine beeindruckende Fauna findet sich zwischen Grund und Grat; angepasst wie die Pflanzen an einen naturgegebenen Lebensraum, der die verschiedenen Anforderungen an Nahrung, Unterschlupfmöglichkeiten, Brutplätze und anderes zu befriedigen vermag. In abgelegenen, von Ausflüglern und Waldarbeitern nur wenig gestörten Bergwäldern finden Rauhfusshühner noch Bedingungen, die ihnen zusagen. Wer die Standplätze kennt, kann mit Glück einen farbenprächtigen Auerhahn beobachten und ebenso den kleineren Spielhahn. Das Birkwild hält sich vorwiegend an der Baumgrenze auf, wo sich der Hahn mit dem leierförmigen Schwanz während der Balz gut beobachten und vor allem hören lässt.

Zu den Standvögeln in der Region gehört heute noch der Steinadler, der in den Jagdbannbezirken unter Gamsen und Murmeltieren ein ausreichendes Beuteangebot findet. Vorläufig noch Wunsch bleibt die Wiederansiedlung des Bartgeiers, des früher gnadenlos verfolgten Lämmergeiers, der in der Gegend einst heimisch war.

Neben bekannten, überall vorkommenden Tierarten bilden Feuchtgebiete wie etwa die Jägglioglunte gern aufgesuchte Biotope für Amphibien und Wasservögel. In höheren Lagen treffen wir bei Regenwetter häufig auf den Alpensalamander. Weniger leicht zu entdecken sind, ausgenommen vielleicht die Ringelnatter, andere Schlangen wie etwa die Viper. Dieses Reptil, das einst an steinigen Sonnenhängen, unter anderem im Dorni, ziemlich häufig vorkam, wurde früher von einem darauf spezialisierten Brienzer Schlangenfänger eingefangen und zur Herstellung von Serum an die Universität Bern geliefert.

Aufwärts kann das Gemeindegebiet von Brienz schliesslich mit zwei Tierarten, dem Luchs und dem Steinbock, die hier ein Umfeld antreffen, das ihrer Lebensweise bestens entspricht. Von dem in unserem Land ausgestorbenen Luchs wurden 1971 zwei aus der Tschechei stammende Exemplare jenseits des Brünigs im Melchtal ausgesetzt mit Bewilligung des Bundes und des Kantons Obwalden. Wenig später wurde ein weiteres Paar bei Alpnach in die Freiheit entlassen, und ähnliche Aktionen erfolgten, auch illegalerweise, in anderen Kantonen. Da der Luchs ein sehr grosses Revier beansprucht, wanderten Nachkommen der in Obwalden ausgesetzten Tiere in

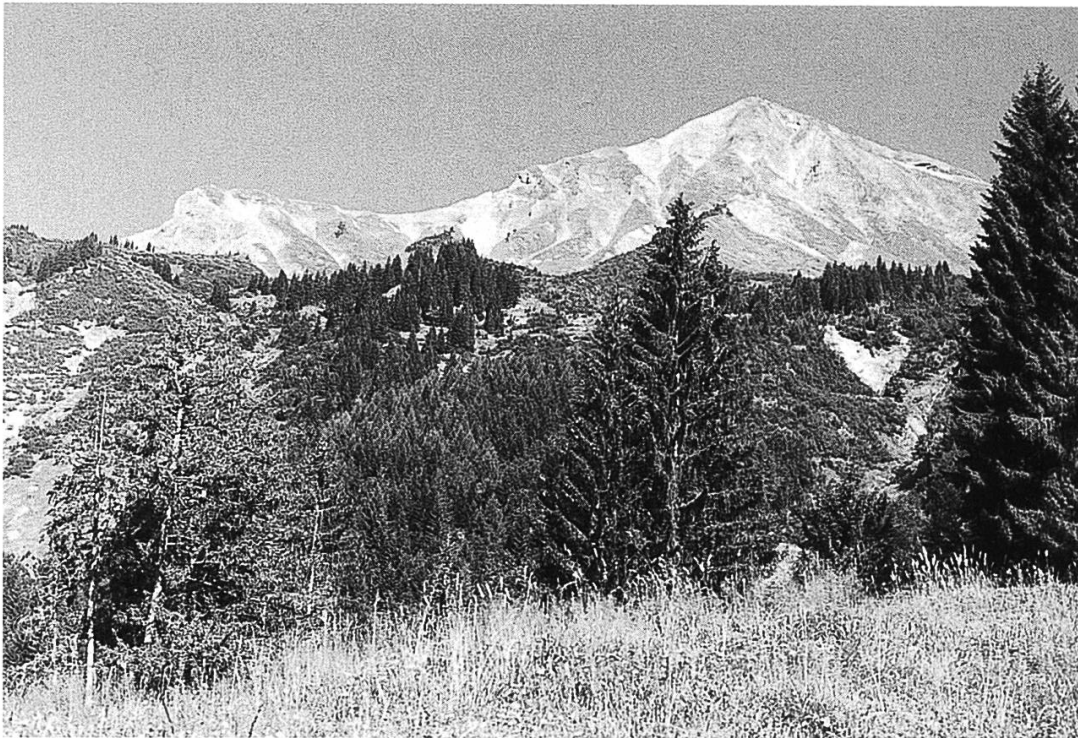
benachbarte Gebiete ab und wurden vereinzelt auch in den Bergwäldern ob Brienz festgestellt, nicht unbedingt zur Freude der Jäger, die eine Verringerung des Rehbestandes durch den Luchs befürchten.

Bereits vor dem Luchs war der Steinbock wieder bei uns heimisch geworden. Nachdem dieses leicht zu jagende Tier, das von viel abergläubischem Brimborium umwoben war, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Schweizer Alpen verschwunden war, wurden Anstrengungen unternommen, es wieder einzubürgern. Zuchtversuche im Tierpark St. Gallen verliefen erfolgreich. Das ermunterte einige Naturfreunde zur Gründung des Alpenwildparks Interlaken am Fusse des Harders im Jahr 1913. Sie setzten sich zum Ziel, das imposante Wappentier auch im Berner Oberland wieder einzubürgern. Die guten Zuchtergebnisse ermöglichten 1921 die Aussetzung von fünf Tieren aus dem eigenen Bestand, ergänzt durch zwei weitere aus St. Gallen. Die am Harder in die Freiheit entlassenen Steinböcke und Geissen wanderten bald einmal ab ans Augstmatthorn. Dank weiteren Auswilderungen und den idealen Bedingungen an den sonnigen, mit Felsen durchsetzten Steilhängen, die das Steinwild hier vorfand, vergrösserte sich die Kolonie bis 1934 auf über 100 Tiere. Diese starke Vermehrung führte dann dazu, dass sich ein Teil der Herde gegen das Brienzer Rothorn verzog und dort ähnlich günstige Verhältnisse vorfand wie am Augstmatthorn. Jedenfalls entwickelte sich der Bestand überaus gut und zählte zeitweise bis 140 Tiere, zur Freude der Berggänger und Ausflügler, die Steinböcke und Geissen aus nächster Nähe beobachten und ihre unwahrscheinlich sichere Gangart auch im schwierigsten Gelände bewundern können. Die erfreuliche Entwicklung der Steinbockkolonie am Rothorn zeigte allerdings auch Schattenseiten. Dazu gehören die Schäden, die mit dem grossen Bestand zusammenhängen. Wohl finden die Tiere im Sommer genügend Futter an den über Alpweiden liegenden, für das Vieh unzugänglichen Steilhängen und heute nicht mehr genutzten Wildheumähdern; problematisch wird die Nahrungssuche dann, wenn in der Höhe die Vegetation ruht, im Winter. Jetzt steigt das Steinwild in tiefere Lagen ab, oft bis in die obersten Vorsasse, um sich dort im Frühling am ersten Grün gütlich zu tun. Noch bedeutender ist der Schaden, der dem Wald durch das Steinwild erwächst, vor allem in den Aufforstungen in den Wildbachverbauungen. Dort sind die ohnehin unter besonders schweren Umständen aufwachsenden Neuanpflanzungen gefährdet. Nachteilig ist auch der Verbiss älterer Nadelbäume und der Schaden, der durch das Fegen mit dem mächtigen Gehörn an Tannen und Legföhren entsteht.

Es mag dem Tierfreund und Naturschützer unsympathisch sein; eine Begrenzung des Bestandes, sei es durch Wegfangen und Aussetzen an einem anderen Ort oder durch gezielte Abschüsse, lässt sich oft nicht umgehen und erfordert ganz einfach auch Verständnis für die Anliegen des Försters, der mit seiner Arbeit unten liegendes Kulturland und bewohnte Gebiete vor Lawinen und Wildbächen zu schützen versucht. Dieses Verständnis darf um so mehr erwartet werden, weil der Steinbock mit über 4000 Exemplaren im Alpenraum wieder fest vertreten ist und heute nicht mehr zu den gefährdeten Arten gerechnet werden muss.

Ein völlig anderer Raum neben den alpinen und voralpinen Gebieten erschliesst sich uns mit dem See. Trotz seiner begrenzten Ausdehnung vermittelt er ein Gefühl von Weite, die aber überschaubar und ruhig bleibt. Damit steht er in scharfem Gegensatz zu den steil aufstrebenden Bergflanken, die ihn auf beiden Seiten einfassen und begleiten. Das Dorf mit seinen das Ufer säumenden, aber auch immer höher die Hänge hinaufkletternden Behausungen bildet sowohl Mitte wie Übergang zwischen den beiden so verschiedenen Räumen. Der See ist weit mehr als nur ein Gewässer: Unfassbar, geheimnisvoll, mit handfesten Tatsachen nicht zu begründen, bestimmt und prägt die offene Seelandschaft zweifelsohne wesentlich den Charakter und die Gemütslage ihrer Anwohner. Von Reisenden und ausgezeichneten Kennern von Brienz und Brienzern, wie zum Beispiel dem oberländischen Forstmeister und späteren Regierungsrat Karl Albrecht Kasthofer (1777 bis 1853), wurde immer wieder das froh- und freisinnige (hier nicht politisch gemeint!) Wesen der Brienzer hervorgehoben, ihre offene, aufgeschlossene und zugängliche Art.

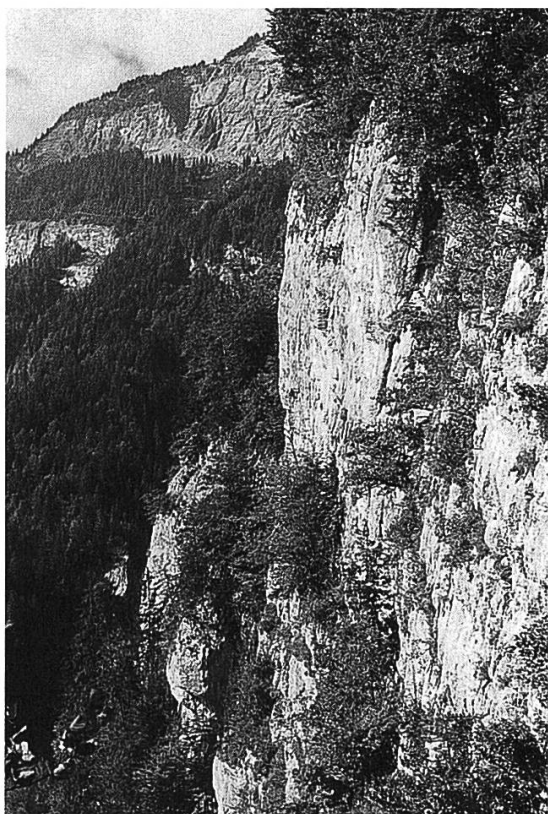
Der Brienzersee ist ein Alpenrandsee, entstanden in einem trogförmigen Tal mit steilen Ufern, fast ohne flache Übergangszonen. Seine Fläche beträgt etwa 30 Quadratkilometer, die grösste Tiefe 260 Meter. Im Gegensatz zu den bedeutend weniger tiefen Mittellandseen gefriert er nicht, weil die im Verhältnis zur Oberfläche sehr grosse Tiefe eine genügende Abkühlung verhindert. Das gilt mit einer einzigen Ausnahme aus jüngerer Zeit, an die sich ältere Brienzer vielleicht noch zu erinnern vermögen: Am Morgen des 21. März 1942 überzog eine dünne Eisschicht nach lang anhaltender Kälte den See, eine Eisschicht, die allerdings schon vor Mittag wieder geschmolzen war. Auch mit einer botanischen Besonderheit kann der Brienzerseegegend aufwarten; an einer bestimmten Stelle steigt die sonst nur in alpinen Regionen heimische Alpenrose bis auf das Niveau des Sees herunter, was wohl einmalig ist in der Schweiz!



Rothorn und Dirrengrind aus ungewohnter Perspektive vom Aegerdi aus. Schön sichtbar die gelungene Aufforstung des Schwanderbachs.



Zwischen Grund und Grat: deutlich zu erkennen der oberste Teil des Trachtbachgrabens und die riesigen Einschnitte des Glyssibach- und Lammbachgrabens.



*Schwanderfluh mit Blick in die Verbauungen
und Aufforstungen der Urserren.*



*Bald eine Seltenheit in unseren Gebirgs-
wäldern – der Ur- oder Auerhahn.*



*Die Jäggisglunte, ein letztes Überbleibsel
des alten Aarelaufs; heute ein kleines,
wertvolles Naturreservat.*

*Wenn an den Wegrändern und auf Schutt
der Huflattich blüht (*Tussilago farfara*), ist
der Frühling nicht mehr weit.*





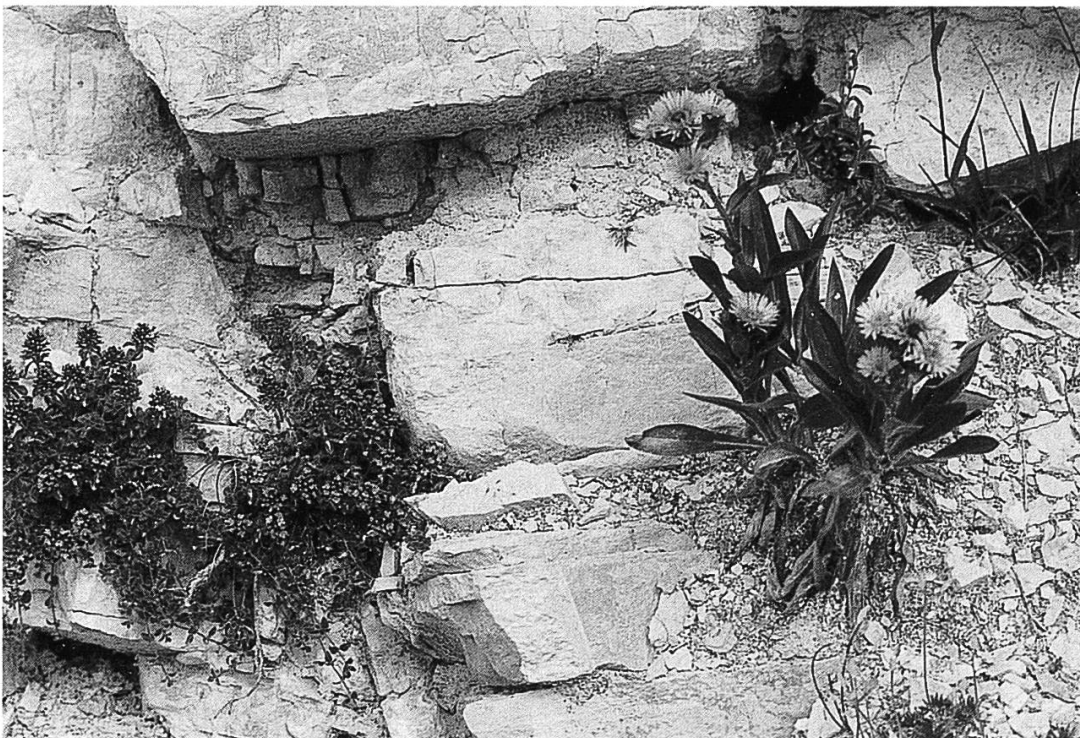
*Oft übersehen – die prächtige
Frühlingsplatterbse (*Lathyrus vernus*).*

*Die Kugelblume (*Glubularia nudicaulis*)
und die buchsblättrige Kreuzblume (*Polyga-
la chamaebuxus*) findet man oft beisammen.*

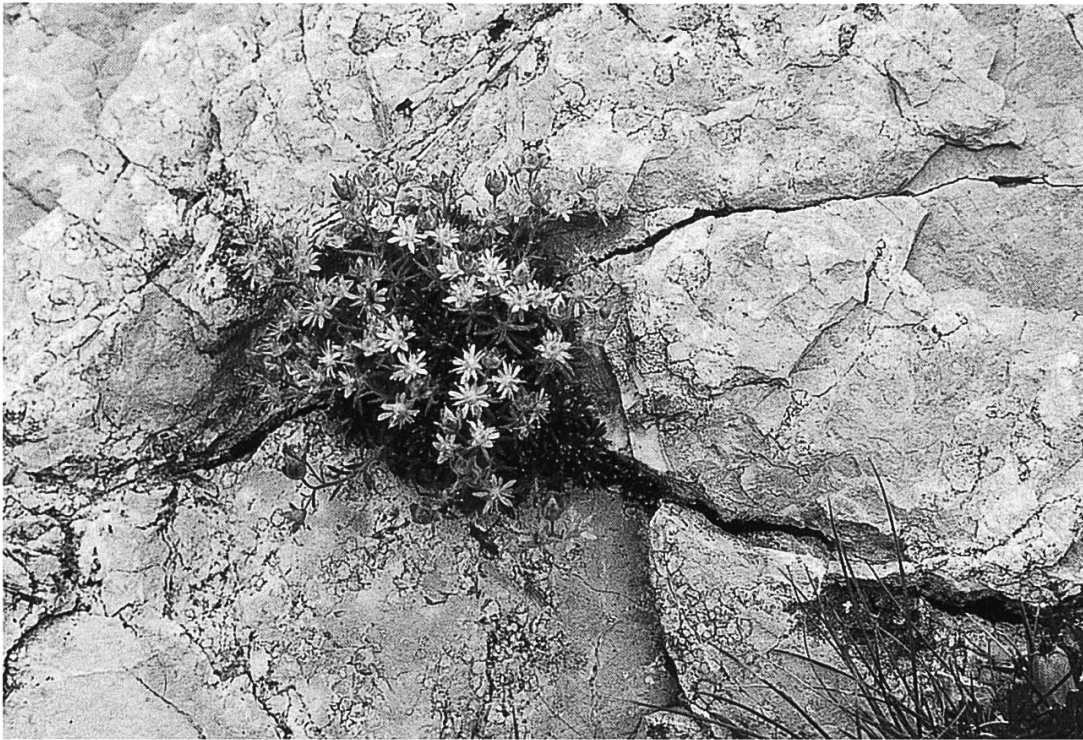




Silbermünteli (Alchemilla hoppeana) und Thymian (Thymus serpyllum) stellen keine grossen Standortansprüche.



Beide bevorzugen steinigen Boden, der Feldthymian (Thymus serpyllum) und das Berufskraut (Erigeron alpinus).



Der Fetthennensteinbrech (Saxifraga aizoides) bricht hier tatsächlich Steine!



Eine der zahlreichen Saxifragaarten, der Fetthennensteinbrech (Saxifraga aizoides), hier mit orangen anstatt wie gewöhnlich gelben Blüten.



*Das Edelweiss (*Leontopodium alpinum*)
liebt Grasbänder in steilen, sonnigen
Felsen.*

*In einer fast humuslosen Gesteinsnische
gedeihen anspruchslose Glockenblumen
(*Campanula Scheuchzeri*)*





Trüsch sind schuppenlose, nachtaktive Fische, die sich vor allem vor Flussmündungen aufhalten und von Laich über kleine Fische so ziemlich alles fressen.



Riskante Niststelle eines Blässhuhns, die denn auch prompt von grossen Wellen weggespült wurde.

Erstaunlich ist der im See gespeicherte Wasservorrat; er beträgt rund drei Milliarden m³ und stellt damit ein einzigartiges Wasserreservoir von noch guter Qualität dar, das unter Umständen auch einmal zur Trinkwasserversorgung in Anspruch genommen werden muss. Die Wassererneuerung dauert, so unglaublich das klingt, mehr als drei Jahre, was darauf zurückzuführen ist, dass einerseits die Lütschine wenig dazu beiträgt, andererseits die Aare den See in Längsrichtung wie in einer riesigen unsichtbaren Röhre durchfließt, ohne dabei die Uferregionen links und rechts stark in diesen Durchfluss und damit in die Wasserumwälzung einzubeziehen.

Die meisten Leute machen sich kaum Gedanken über unseren See; sie nehmen ihn hin als Selbstverständlichkeit, als einladenden Erholungsraum für Einheimische und Besucher und etwa noch als Lebensraum für Wasservögel und Fische. Tatsächlich stellen aber die mehr oder weniger gut zu beobachtenden Tiere und die immer seltener werdenden Wasserpflanzen nur einen kleinen Teil der von der Uferzone bis in die Seetiefe vorkommenden Arten dar.

Die beim Brienzersee wenig ausgeprägte und damit unbedeutende flache Uferzone wurde zusätzlich noch durch Veränderungen aller Art geschmälert. Meliorationen, Entsumpfungen, Aufschüttungen, Ufermauern, Kiesentnahmen und Wasserstandsregulierungen haben nach und nach den grössten Teil der ursprünglichen Ufervegetation vernichtet. So sind die nie sehr ausgedehnten, aber einst doch vorhandenen wichtigen Schilfbestände am oberen Seeufer verschwunden und damit viele Vögel und Fische ihres natürlichen Lebensraums beraubt worden.

Wichtig als Nahrungsquelle und Versteck für viele Jungfische waren auch die verschiedenen, früher allgemein verbreiteten untergetauchten Laichkräuter mit ihren unter der Wasseroberfläche wuchernden Dickichten; sie sind ebenfalls nicht mehr vorhanden...

Ebenso wichtig wie die gut sichtbaren Wasserpflanzen ist das Plankton, dessen Vielfalt sich erst unter dem Mikroskop erschliesst. Man versteht darunter die winzigen Pflanzen und Tierchen, die frei im Wasser schweben, nur getrieben von Strömungen. Vom pflanzlichen Plankton ernährt sich das tierische, das wiederum als Nahrungsgrundlage für junge und ältere Fische dient und damit am Anfang einer Nahrungskette steht, die mit einem Felchenmenü in einer Brienzer Seewirtschaft ihren Abschluss finden könnte.

Damit wären wir bereits bei den Fischen, von denen einige Arten für Berufs- und Sportfischer immer noch von Bedeutung sind. An erster Stelle sind hier

die Felchen zu nennen, besser bekannt unter den Namen Albock, Balchen und Brienzlig, eine Zwergfelchenart, die wahrscheinlich wegen des gegenüber früher besseren Nahrungsangebotes über ihre ursprüngliche Kümmerform hinausgewachsen ist. Felchen gelten als die Brotfische der wenigen noch am Brienersee tätigen Berufsfischer; sie werden erbeutet mit Grund- und Schwebnetzen, wobei erstere wegen der steil abfallenden Ufer nur beschränkt eingesetzt werden können, im Gegensatz zu den in der Seeweite frei treibenden Schwebnetzen. Nachgestellt wird den Felchen aber auch von den Sportfischern, die mit der Gambe und viel Geduld an ausgewählten Plätzen zum Erfolg zu kommen hoffen. Die Erträge bewegen sich in einer recht grossen Bandbreite; für die Berufsfischer weist die Statistik einen Jahresfang von 10 bis 20 Tonnen auf, die Sportfischer ziehen immerhin eine bis drei Tonnen heraus. Balchen versammelten sich früher in unwahrscheinlich dichten Schwärmen vor dem Giessbach und wurden mit madenbestückten Angeln massenhaft gefangen, oft zwei, drei Stück miteinander! Seeforellen und Saiblingen versucht der Sportfischer mit Löffeln und Wobblern beizukommen; auf gleiche Weise oder mit einem Köderfischchen wird auch der Hecht zum Anbiss verlockt. Dieser recht rar gewordene Raubfisch leidet besonders unter dem Verschwinden der Schilfbestände, wo er seinen Laich ablegen konnte. Mit zum Rückgang beigetragen hat auch das ständige Abnehmen und teilweise sogar Verschwinden von Weissfischen, von denen sich Raubfische zur Hauptsache ernähren. So treffen wir heute den einst in Unmengen vorkommenden Hasel nur noch selten an, Bläulinge, die in gewaltigen Schwärmen zu Tausenden und Abertausenden im ufernahen Oberflächenwasser vor dem Quai dahinzogen, verschwanden fast von einem Tag auf den andern, ungefähr zur Zeit, als die Kläranlage in Betrieb genommen wurde. Schon vorher waren aus ebenso unerklärlichen Gründen die grossen Alande ausgeblieben, die zwischen Glyssi- und Lammbach zur Laichzeit im seichten Wasser gut zu beobachten waren und gerne auf rote Kirschen anbissen. Zu Raritäten geworden sind auch die Egli, die einst unter jedem Ruderboot, um jeden Pfahl und unter jedem Quaibrücklein in Scharen standen und zusammen mit den Bläulingen die Fischerlaufbahn vieler Briener Seebuben einleiteten, die mit einfachster Ausrüstung die schuppige Beute zu überlisten suchten.

Recht guten Fang verspricht auch heute noch die Fischerei auf Trüschen, einen schuppenlosen, grünlich marmorierten Fisch, der in beträchtlicher Tiefe besonders vor der Aaremündung lebt. Die Zeiten sind allerdings vor-

bei, wo mit Setzschnüren, die oft über hundert mit Würmern beköderte Angeln aufwiesen, am Morgen dutzendweise Trüschchen eingeholt werden konnten, darunter solche von mehr als einem Kilo Gewicht! Die Trüsche galt und gilt bei Kennern als Delikatesse, und es ist durchaus nachvollziehbar, dass die gnädigen Herren zu Bern für bestimmte Anlässe beim Landvogt in Interlaken jeweils ein Fass Brienzerseetrüschchen bestellten. Ausgestorben ist leider der Aal, dem auf seiner Wanderung vom Meer her so viele Hindernisse den Weg versperren, dass er unseren See nicht mehr erreicht. Der letzte Aal, an den sich der Berichterstatter zu erinnern vermag, ging Mitte der zwanziger Jahre dem damaligen «Schützen»-Wirt Eggler an die Angel. Der schlangenähnliche Fisch, schon zu jener Zeit eine Seltenheit, wurde ein paar Tage lang in einem Zuber im Garten des Restaurants ausgestellt und lockte viele Zuschauer an.

Der Brienzersee gehörte lange zu den saubersten Gewässern unseres Landes, was er vor allem seinem geringen Angebot an Nährstoffen und dem damit im Zusammenhang stehenden hohen Sauerstoffgehalt zu verdanken hatte. Wie der Rückgang und das Verschwinden einiger Fischarten und weitere Anzeichen zeigen, hat der einstige Glanz Flecken bekommen. Gegenüber früher hat die Algenentwicklung sehr stark zugenommen, was jedem Beobachter auffällt, der bei einigermaßen klarem Wasser einen Blick auf den Seegrund werfen kann, vielleicht bei der Schiffländte zu Tracht oder irgendwo vor dem Quai. Grüne Fadenalgen überziehen weithin die Steine, und den ehemals hellen, sauberen Sand-Schlamm-Boden bedeckt ein Algent Teppich, von dem sich gelegentlich grosse Fladen ablösen und dann an der Oberfläche treiben. Schuld an dieser Erscheinung tragen die Nitrate und Phosphate, die von intensiv landwirtschaftlich genutzten Flächen und – trotz Kläranlagen – von Abwässern dem See zugeführt werden und dessen zunehmende Düngung bewirken. Damit steigt aber das Wachstum organischer Materie, deren Abbau und Zersetzung viel Sauerstoff verbraucht; das vorher bis fast auf den Seegrund damit angereicherte Wasser wird sauerstoffarm – der See beginnt zu kränkeln. Diese fatale Entwicklung zu unterbrechen, den Lebensraum See in seiner natürlichen Vielfalt, mit seinen handgreiflichen materiellen wie ideellen Werten zu erhalten, gehört zu den wichtigsten Aufgaben einer Seegemeinde und natürlich auch des Uferschutzverbandes. Vergessen wir nicht: Es ist leichter und billiger, zu einem gesunden See Sorge zu tragen, als einen kranken See noch zu retten, was sehr schwer und oft nicht mehr möglich ist!

